



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Ein Tag in Homburg.**

**v. B.**

**1850**

## Ein Tag in Homburg.

Ich grüße dich, du schönes Homburg, mit deinen Heilquellen, deinen reizenden Umgebungen, und euch würdige Gebrüder Blanc, Vorsteher \*) jener menschenfreundlichen Anstalt, wo vermittelt einer kleinen Drehscheibe und winziger Eisenbeinkügelchen auf einem mit grünem Tuche beschlagenen Tische Glück und Segen verbreitet wird über das ganze Land Homburg. — Das Städtchen Homburg macht einen angenehmen Eindruck, die Hauptstraße, in welche man einfährt, ist sauber und schön; breite bequeme Trottoirs; zu beiden Seiten große stattliche Gebäude, man glaubt sich mit einem Male in eine große Residenz versetzt. Dazu das landgräfliche Schloß mit seinen terrassenförmig absteigenden Gärten, Orangenbäumen, Springbrunnen und schattigen Baumgängen. Das Schloß ist zu Ende des 16. Jahrhunderts vom Landgrafen Friedrich II. erbaut, hat zwei Höfe und in einem derselben befindet sich ein Thurm von 180 Fuß Höhe. Man dichtet diesem Thurm ein sehr hohes Alter an und behauptet, er sei römischen Ursprungs, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, wenigstens befinden sich in der nächsten Umgebung Homburgs manche Ueberreste aus der Römerzeit. In architectonischer Hinsicht ist es von keiner Bedeutung; das Innere dagegen ist prächtig und geschmackvoll, eine kleine Gemäldesammlung, meistens Porträts, mehrere alte Waffen, auch einige römische Alterthümer, die in der Nachbarschaft aufgefunden sein sollen. Vom Schloß eilt der Reisende nach dem Kurssaal, der nebst den dazu gehörigen Gärten und Parkanlagen Eigenthum der „anonymen Gesellschaft,“ d. h. der Herren Blanc ist. Der Weg führt durch die Parkanlagen des Schloffes und des Kurssaales, welche beide an einander grenzen und sich so unmerklich in einander verlieren, daß man nicht weiß, wo der Fürst aufhört und die Herren Blanc anfangen. Der Kurssaal selbst, im griechischen Styl erbaut, ist das schönste Gebäude der Residenz Homburg, und prachtvoll und grandios ist auch das Innere! Ich glaube nicht, daß es etwas Aehnliches gibt in Deutschland. Es ist hier Alles vereint, Eleganz und Comfort, Luzus und Geschmack, und welche Räume! Ein großer prächtiger Ballsaal, ein kleinerer Salon, mehrere Lese- und Conversationscabinette, ein Speisesaal, Kaffee- und Rauchzimmer, und daneben jene Hallen, wo der Fortuna geopfert wird und wohin die Pilger wallfahrten aus allen Landen, gläubig und voll Hoffnung. Fortuna ist die Göttin, die noch immer die eifrigsten und treuesten Verehrer hat. — Die Fronte des Kurssaales nach der Mainstraße zu hat

\*) Sie nennen sich selbst Bevollmächtigte der (sogenannten) anonymen Gesellschaft, welche jene Anstalt begründet haben soll. Man will jedoch die Bemerkung gemacht haben, daß ihre Vollmacht sehr ausgedehnt ist; bis jetzt, so sagt man, habe die anonyme Gesellschaft gegen das, was sie unternommen, noch nicht ein einziges Mal Protest eingelegt. Sie haben wohl nur einen Associé, und der ist zugleich ihr Protektor.

eine Länge von fünfzig Ellen, in dem davorliegenden Garten finden sich die herrlichsten Gewächse, nach dem Eingange führt eine Allee blühender Drangenbäume, aus dem Ballsaal und den Kaffeezimmern gelangt man auf die Terrasse mit entzückender Aussicht. Mit einem Blick überseht man von hier aus die Promenade und das Thal, wo die Heilquellen sprudeln; überall schauen aus dem dunkeln Grün die Baumgruppen, unzählige Prachtgebäude hervor, alle so rein und schmuck und einladend, und den Hintergrund des lieblichen Gemäldes bildet eine Kette waldbekränzter Hügel. Ich stand entzückt vor dem herrlichen Bilde. Es war gerade die Zeit, wo die Musik zu spielen anfing, um die schöne Welt herbeizurufen. Es wurde lebhafter, von allen Seiten zogen die Gäste heran, und lockende Melodien tönten durch die Lüfte. Wahrlich, eine buntgemischte Gesellschaft fand sich hier zusammen, aus allen Ständen, von allen Nationen; man hörte beinahe alle Sprachen der Welt, von den süßklingenden Dialecten Italiens an bis zu den rauhen Idiomen des Nordens. Und diese Damentoiletten! welch' ein Lurus, welch' ein Glanz! Ja, es gibt viel Reichthum in der Welt, oft aber ist es auch eitles Blendwerk: nicht alle jene geschmückten Damen, die wir vor uns schauen, sind wirklich das, was sie scheinen. Manche von ihnen, die heute noch in kostbaren Seidenstoffen vorüberrauscht, mag sich vielleicht schon im nächsten Winter sehr glücklich preisen, wenn sie nur ein Obdach und ein Stückchen Brot hat; und Manche, die jetzt hier im Ueberfluß schwelgt, beschließt ihre Tage in einem Spital.

Die reichen und vornehmen Leute, welche hierher kommen, finden, wie sich von selbst versteht, keinen Gefallen, sich mit einem Male eine andere Lebensweise anzugewöhnen, es ist ihnen sehr angenehm, daß hier Alles beim Alten bleibt; und gerade das ist's, was sie hierher lockt, eine gute Tafel, vortreffliche Weine, hohes Spiel, charmante Intriguen, Gelegenheit zu interessanten Abenteuern und aufregenden Scenen. Für Geld ist hier Alles zu haben, Alles ist käuflich, auch die Liebe; die Herzen werden feil geboten wie Zahnstocker. Allerdings geht man bei solchen Abenteuern einen leisen und vorsichtigen Trit, und man muß einigermaßen eingeweiht sein, um die lebendigen Waaren, welche sich selbst darbieten, zu erkennen. In unserer Zeit, wo Alles in's Große getrieben wird, gibt es auch eine Prostitution, die auf Reisen geht, einherstolzirt in Sammet und Seide, sich mit einer glänzenden Wolke von vornehmer Exclustivität umgibt und zu blenden weiß mit vornehm klingenden Namen und aristokratischem Gepränge. Sehet auf jene beiden eleganten Damen in dunklem Seidengewand, auf welche alle Blicke, alle Lorgnetten gerichtet sind! Welche Bewegung hat ihr Erscheinen hervorgebracht, und wie leicht, wie graziös sie dahinschweben. Nachdem sie einige Male auf dem weichen Rasen hin- und hergewandert sind, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, gehen sie zu einem schattigen Plätzchen, wo mehrere Sessel stehen, und lassen sich nieder. Sie bleiben nicht allein, nach wenigen Minuten hat sich ein dichter Kreis eleganter Herren um sie gebildet. Man sieht, wie ein

Jeder sich bemüht, ihnen artig zu sein. Ah, beide Damen sind bei vortrefflicher Laune, sie scherzen und lachen und agaciren die Herren auf jede mögliche Weise. Die lebhafteste Unterhaltung dauert etwa ein halbes Stündchen, dann erheben sie sich und lenken ihre Schritte dem Kursaal zu, die Mehrzahl der Herren folgt ihnen auf dem Fuße. Sie kommen in unsere Nähe, nehmt die Lorgnette und betrachtet sie genauer. — Es sind zwei Schönheiten, wie man sie selten neben einander sieht, und man weiß nicht, welcher von Beiden man den Preis zugestehen soll. Sie haben die Absicht in den Spielsaal zu gehen, um dort ihr Glück zu versuchen. Sie sprechen das reinste Französisch, man muß sie für Französtinnen halten. Sollte man nicht glauben, daß sie zur Crème der Gesellschaft gehören? Tragen sie doch einen vornehmen Namen, und haben die allernobelsten Manieren. Die Größere, jene junionische Gestalt, stolz und majestätisch einherschreitend, mit den dunkelblauen Augen und dem schwärmerischen Blick, nennt sich Gräfin de Senneterre; und die Kleine, reizend und anmuthig, dahinschwebend wie eine Sylphide, trägt den Namen eines Fräuleins von St. Pierre. Seit etwa drei Wochen sind sie hier, man erzählt, sie seien von Paris hierher gekommen. Im Anfang freilich war das Verhältniß der Damen anders: die Frau Gräfin lebte hier auf einem sehr vornehmen Fuße, als grande dame, sie hatte eigne Equipage, zwei männliche Domestiken, eine Kammerzofe, und bewohnte eins der elegantesten Hôtels. Doch der Schimmer war von kurzer Dauer, sie hatte gewagt, sich in einen Kampf einzulassen mit der anonymen Gesellschaft; acht Tage hatte sie muthig gestritten; aber wer vermag auf die Länge der Zauberkrast des Alles verschlingenden Zero zu widerstehen? Auch sie erlitt eine vollkommene Niederlage, und ihr letzter Napoleon rollte in den Orkus des grünen Tisches. Jetzt nahm Alles eine andere Gestalt an: Die beiden Diener wurden entlassen, die Gesellschafterin, die man bis dahin nur in dem hübschen kleidsamen Costüm eines Kammermädchens gesehen hatte, erschien mit einemmale als vornehmes Fräulein in der elegantesten Toilette, und wurde als Fräulein von St. Pierre präsentirt. Diese Beiden lebten von da in Harmonie und Vertraulichkeit, man sah sie unzertrennlich Arm in Arm. Die Herrenwelt ward aufmerksam auf das reizende Paar, man sprach nur von den beiden bildschönen Pariserinnen, vornehme alte und junge Sünder umflatterten sie und buhlten um ihre Gunst. Anfangs ward die Wahl schwer, sie schwankten längere Zeit; aber sie wußten mit anezogenem Takt die beiden Rechten, das heißt die Reichsten ausfindig zu machen. Die Gräfin erkor sich zu ihrem Ritter einen jungen, steinreichen Lord, und die cidévant Kammerzofe entschied sich für einen alten russischen Grafen.

Es ist zwar außerdem noch eine Menge anderer sehr respektabler junger und alter Herren, welche die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, den Einen oder Andern der beiden Glücklichen aus dem Felde zu schlagen, doch es wird ihnen Grenzboten. 1. 1850. 50

nicht gelingen, denn Jenen können sie's nicht gleichthun. Man kann begreifen, daß die Frau Gräfin und ihre Freundin sich jetzt sehr wohl befinden, daß sie sogar im Stande sind, mit der anonymen Gesellschaft von Zeit zu Zeit einen kleinen Kampf zu bestehen. Uebrigens ist dergleichen hier etwas so Gewöhnliches, daß es gar nicht auffällt. -- „Gehen wir, unser Ziel sei der Spielsaal, dort treffen wir andre interessante Figuren.“ Es wurde Roulette gespielt, es war grand jeu, Alles drängte sich zur grünen Tafel und die Croupiers verdienten heute ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts. Der größte Theil der Spielenden pointirte sehr niedrig, Einige dagegen wagten enorme Summen. Es war ein interessantes Schauspiel. Allerlei bekannte Spielerphysiognomien kamen hier zum Vorschein. Die stieren, scheuen Blicke, die Stirnen gefurcht von Kummer und Verzweiflung, Gesichter, auf denen die Geschichte eines ganzen unglücklichen Lebens zu lesen war! Und alle diese verschiedenartigen Menschen, die man hier beisammen sah, hatten ein und dasselbe Ziel vor Augen, reich zu werden in wenigen Stunden, ohne Arbeit, ohne Mühe, durch ein kurzes Wagniß. Vor Anderm zeichnete sich ein junger Engländer durch sein hohes Spiel aus. Zuerst setzte er jedes Mal eine kleine Geldrolle von fünfzig Napoleon, als das Gold verschwunden war, zog er eine Brieftasche hervor und fing an, mit Banknoten zu spielen. Ich sah, wie er in kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl davon verlor, mein Nachbar schlug seinen Verlust auf mindestens 5000 Thaler an. Er ist allein des Spiels halber hergekommen, und man behauptet, er habe in kurzer Zeit — er mochte etwa sechs Wochen dort sein — schon eine Summe von 40—50,000 Thalern verloren. Im Uebrigen gilt dieser junge Mann für einen der ärgsten Knicker, man erzählte sich davon Unglaubliches, ich sah, wie derselbe mit einer armen Frau, die ihm Obst zum Verkauf anbot, um einige wenige Kreuzer lange Zeit gehandelt und zuletzt nicht einmal etwas gekauft hat. Dicht neben dem Briten sitzt ein Frankfurter Wirth, der tiefverschuldete Besitzer eines Hotels, der Mann spielt mit einer großen Zaghaftigkeit, man sieht, er hat nicht viel mehr zu verlieren, sein Muth ist schon gebrochen, von Zeit zu Zeit wirft er verzweiflungsvolle Blicke umher, er flößt Mitleid ein. Als er das letzte Goldstück verloren hatte, seufzte er tief auf, wischte sich mit dem Tuche den Angstschweiß von der Stirn, blieb noch einige Augenblicke wie betäubt auf seinem Plaze und schlich dann langsam zur Thür hinaus. Dem Unglücklichen mag schlecht zu Muth sein auf der Heimfahrt! —

Auch ein deutscher Baron brachte sein Scherflein dar, ein blutjunger Mensch, der gar keinen Begriff vom Spiel hatte, er verstand es nicht einmal, sein Glück zu benutzen, was bekanntlich leichter sein soll, als im Unglück sich zu beherrschen. — Der leidenschaftlichste und unglücklichste Spieler aber ist jener bleiche Mann mit der karrirten Toilette, ein Straßburger Schneider; wie viele Millionen Nadelstiche mochten wohl erforderlich sein, um das Geld, was er hier in wenigen Minuten der anonymen Gesellschaft zuschießen ließ, wieder zu verdienen? — Aber

einen widerwärtigen Eindruck machen die spielenden Frauen. Uns gerade gegenüber hat eine ältliche Dame Platz genommen; sie verfolgt das Spiel mit der allergrößten Aufmerksamkeit, nach jedem Coup zeichnet sie in das vor ihr liegende Blatt mit einem Nadelstich, sie merkt sich's, wie oft die Farben gewonnen haben, dann wartet sie den günstigen Moment ab, und wenn nach ihrem System die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens für eine oder die andere Farbe sich herausgestellt hat, macht sie ihren Satz, der jedesmal drei Gulden beträgt. Wenn sie verliert, pflegt sie ihn zu verdoppeln. Indem sie so operirt und während das Eisenbeinkügelchen umherrollt, ist sie in einer fieberhaften Aufregung, ihr dunkles, glanzloses Auge stiert auf die wirbelnde Scheibe, mit zitternder Hand preßt sie ihr Foulard zusammen und um die welken Lippen zuckt häßlich das bekannte erkünstelte Lächeln der Spieler. Diese Frau lebt allein vom Spiel und hält sich deshalb den größten Theil des Jahres hier auf. — Neben ihr sitzen zwei Damen der *Haute volée*; bei ihnen gilt es nicht um die Existenz, Brot wollen sie nicht verdienen, es ist die Gewinnsucht und die Aufregung des Spiels, die sie hierhergelockt hat. Die Ältere spielt ebenfalls mit einer unangenehmen Leidenschaftlichkeit, auf den ersten Blick scheint sie eine ruhige und gleichgiltige Zuschauerin zu sein, beobachtet man sie aber genauer, so sieht man deutlich, wie es in ihrem Innern tobt wie in einem Vulkan, aus ihren Augen blizt auf Augenblicke ein wildes Feuer, und bei jedem unglücklichen Coup, den sie ausführt, fliegt ein dämonisches Lächeln über ihre eisigen Züge; nach jedem bedeutenden Verlust nimmt sie aus ihrer mit Brillanten besetzten Tabatière eine große Prise. Man erzählt, in ihrer Jugend sei sie eine der berühmtesten Schönheiten ihres Landes gewesen, davon war keine Spur mehr zu entdecken, die Zeit und die grüne Tafel der anonymen Gesellschaft hatten mit einander ihre Schuldigkeit gethan. Die Jüngere, eine schöne Frau von dreißig Jahren, zeigt in ihrer äußeren Haltung zwar größere Unruhe und Beweglichkeit, aber sie ist weit weniger ins Spiel versunken, die Leidenschaft hat das Mark ihres Lebens noch nicht ergriffen, sie gehört jedenfalls zu den heilbaren Patienten. Beide vornehme Damen verloren übrigens in kurzer Zeit eine recht ansehnliche Summe. — Dagegen ist diese Frankfurter Kaufmannsfrau ein ächtes Bild des weiblichen Jammers. Zagend und zitternd schiebt sie ihren Satz — einen Gulden — jedesmal auf Roth, und während die Scheibe sich im Kreise dreht, faltet sie unter dem Tische die Hände und bewegt die Lippen, als wenn sie ein stilles Gebet gen Himmel sendete. Halte nicht auf rouge, gute Seele, die Farbe ist trenlos wie die Freude, deren Bild sie ist. Setze auf Schwarz, die Farbe des Kaffees, den du so gern trinkst, und der Hölle, die dich beim Schopf gefaßt hat. — Die anonyme Gesellschaft machte in der kurzen Zeit, wo wir dem Spiele zuschauten, brillante Geschäfte; sie hätte ein Spital oder Irrenhaus von dem gewonnenen Gelde fundiren können.

Jetzt wundert Euch nicht mehr über das prächtvolle Etablissement der Herren

Blanc, über den grandiosen Kuriaal, die herrlichen Parkanlagen und alle diese kostbaren Einrichtungen. Wem es so leicht gemacht wird, Schätze zu gewinnen, der kann allerdings Stadt und Land verschönern. Allerdings ist nicht zu leugnen, die Herren Bevollmächtigten der anonymen Gesellschaft haben in Verschönerung des kleinen Homburgs und in Unterhaltung der Fremden Außerordentliches geleistet. Dieser Kuriaal bietet Alles was das Herz nur begehren kann: eine vortreffliche Restauration, zweimal des Tages table d'hôte, mehrere Zimmer für Whist und Piquet; ein Lesezimmer, wo alle möglichen Zeitungen und Journale zu haben sind (ich zählte 17 französische, 9 englische, 15 deutsche und holländische, und 2 russische). Auch hat die „Gesellschaft“ das Jagdrecht über 30,000 Acker Land erworben und macht sich ein Vergnügen daraus, sämtliche Kurgäste daran Theilnehmen zu lassen.

Die Herren verstehen sehr gut zu speculiren und haben nichts vergessen, was ihnen von Nutzen sein könnte. Auch sind sie wohl bedacht gewesen, ihrem Unternehmen einen gewissen Anstrich der Solidität und Uneigennützigkeit zu geben. Auf ihrem Roulette befindet sich nur eine Null, was allerdings für den Banquier weniger vortheilhaft ist, denn man bedarf zum wenigsten mehr Zeit zum Verlieren. Bekanntlich ist der Cylinder am Roulet in 38 Felder getheilt, welche mit den Nummern 1—36, einer einfachen und einer doppelten Null bezeichnet sind. Hiernach hat die Bank einen Vortheil von  $5\frac{10}{38}$  Procent. In Homburg dagegen hat der Cylinder nur 37 Theile; der Vortheil der Bank ist mithin nur  $2\frac{20}{37}$  Procent. Das Verhältniß ist wie 74 zu 38. Wenn also Jemand bei einer andern Bank zwei Jahre bedurft hätte, um mit seinem Vermögen zu Ende zu kommen, so wird er in Homburg dies wünschenswerthe Ziel erst in vier Jahren erreichen. Dagegen spielt man in Homburg vom 1. Januar bis zum 31. December, und gerade im Winter sollen oft die größten Summen gewonnen werden. Man sieht, die Herren Blanc wissen was sie thun.

Abscheu, Verachtung und Ekel vor diesem Treiben! Wie lange wird man in Deutschland noch solchen Unfug dulden? Als vor einiger Zeit das Hazardspiel durch ein Reichsgesetz überall verboten wurde, da nannten sich auf mehreren Bädern die Banquiers und Groupiers eine geschlossene Gesellschaft und der Zutritt zu ihren Spielfälen war nur gegen einzulösende Karten gestattet. Man beachtete jenes Verbot also nicht. Nirgend aber tritt das Laster des Spiels abscheulicher auf, als hier, wo der Hermelinmantel einer kläglichen Souveränität sich schützend darüber breitet, ein Laster fördernd und durch das Laster erhalten. v. B.

## Kleine Correspondenzen und Notizen.

### Aus Wien.

Oesterreich ist ruhig, nur in Kroatien und der Boywodina gibt es Zähneknirschen und geballte Fäuste, und man wird unwillkürlich an die im November 1848 in einem